

Antke Engel: Balance-Akte. Zwischen „Differenz als kulturellem Kapital“ und „Queerversity“

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 18.04.2011

“Differenz als kulturelles Kapital” – so lautet das Motto, unter dem in neoliberalen, sich pluralistisch gebenden Gesellschaften Diversitätspolitiken (*diversity politics*) entworfen werden, die behaupten, alle möglichen sozialen Differenzen integrieren zu können – solange sie die Vorgaben wirtschaftlicher Nützlichkeit und Verwertbarkeit gerecht werden. In den Medien finden sich demgemäß gerne Bilder von Menschen mit Behinderung, die ein erfolgreiches und gewinnbringendes Leben leben, die Kraft aus ihren so genannten Schicksal ziehen (Wolfgang Schäuble ist diesbezüglich die Vorzeigefinger der deutschen Medien) oder die auf der Grundlage ihrer spezifischen Fähigkeiten Karriere machen: als Model, als Sportler_In, als Computer-Expert_In (so zum Beispiel Stieg Larssons Romanfigur Lisbeth Salander, deren Asperger Syndrom mit einem photographischen Gedächtnis einhergeht, dass sie zur Hackerin prädestiniert). Parallel zu diesen feiernden, jedoch normativen Medienrepräsentationen ist es in vielen Ländern des globalen Nordens und Westens zum Umbau der Sozialsysteme gekommen: Mit der Begründung, dass bisherige wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen paternalistisch waren, wird jetzt Selbstverantwortung zur Norm erhoben und staatliche Unterstützung an die Bereitschaft der Einzelnen gekoppelt, ihren Willen zu größtmöglicher Autonomie zu demonstrieren. Erwartet wird, dass Menschen ausloten, wie sie trotz ihrer Einschränkungen arbeitsmarkt- oder zumindest optimal pflegemarkt-förmig werden oder besser noch, wie ihre besonderen Befähigungen als kulturelles oder soziales Kapital vermarktbar sind.

Das heißt: Postfordistische Umgangsweisen mit Behinderung funktionieren so, dass sie sozio-ökonomische Spielräume für Menschen mit Behinderung erweitern und kulturelle Vorstellungswelten davon eröffnen und verbreiten, wie Menschen virtuos ihre Differenz managen und eine unverwechselbare, unterschiedlich befähigte Individualität ausbilden. Dies ist durchaus mit bedingten Zugewinnen an Freiheit und Akzeptanz verbunden. Doch gehen diese Entwicklungen zugleich einher mit der normalisierenden Zurichtung möglichst aller Menschen gemäß den Anforderungen des kapitalistischen Marktes – und der Stigmatisierung bzw. sogar dem Ausschluss derjenigen, die der Marktlogik nicht gerecht

werden. Heike Raab (2010) hat diese zwiespältigen Prozesse sehr prägnant und überzeugend in ihrem Aufsatz „Shifting the Paradigm“ herausgearbeitet.¹

Der Titel „Balance-Akte“, den ich für diesen Vortrag gewählt habe, steht für eine neoliberale Weise, Menschen zu regieren und in die sozialen Verhältnisse einzupassen, für eine Form neoliberaler *Gouvernementalität*, wie Michel Foucault (2000) dies nennen würde. Diese Form des Regierens arbeitet damit, dass sie Menschen abverlangt, geschickt mit der immer prekär bleibenden Schwelle zwischen „Differenz als Versprechen“ und „Differenz als Stigma“ umzugehen. Denn die Tatsache, dass Differenz heutzutage unter einem neuen Label verkauft wird, ändert nichts daran, dass auch weiterhin Entwertungen, Stigmatisierungen, Ausschlüsse, Angriffe und Gewalt sozial anerkannte Formen des Umgangs mit so genannten Abweichungen von der Norm sind. Es geht heutzutage also genau darum, mit dieser zweiseitigen, doppelzüngigen Bedeutung von Differenz als Stigma und als Versprechen umgehen zu lernen – persönlich, aber auch was politische Strategiebildungen betrifft.

Der Begriff „Queerversity“, der ebenfalls im Titel vorkommt, wurde letztes Jahr im Kontext des GenderKompetenzZentrum in Berlin entwickelt, an dem ich auch beteiligt bin. Er soll dazu dienen, Alternativen zu dem aufzuzeigen und zu entwickeln, was gemeinhin unter dem Begriff *diversity politics*, *diversity management* oder, auf deutsch, Diversitätspolitik ver-breitet wird. Denn den momentan üblichen Formen von Diversitätspolitik gebührt genau die oben dargestellte Kritik: nämlich dass sie Differenz und Diversität der ökonomischen Verwertbarkeit unterwerfen und – der Individualisierungslogik gemäß – den Einzelnen abzu-verlangen eine persönliche Lösung für etwas zu finden, was auch als gesellschaftliche Herausforderung behandelt werden könnte. *Queerversity* hingegen sucht nach Formen der Anerkennung, die Differenz und Diversität als Wert an sich und als eine Grundbedingung menschlichen Lebens ansehen. *Queerversity* setzt darauf, diejenigen mit Differenz zu „infizieren“, die bislang für sich den Status des Normalen oder Nicht-Behinderten in Anspruch genommen haben. *Queerversity* ist aber auch inspiriert von dem Anliegen, die Abwehrbewegungen und Bedrohungsgefühle, die so oft bei der Begegnung mit körperlicher, geistiger, emotionaler oder lebenspraktischer Besonderheit hervortreten, umzulernen in etwas, was ich queer theoretisch inspiriert als Begehren der „Andersheit der_des Anderen“ bezeichne (*the Other of the Other* ist der Begriff, den Judith Butler ohne geschlechtsdefinierende Pronomen

¹ Robert McRuer (2010) weist darauf hin, dass Deborah S. Stone in Ihrem Buch „The Disabled State“ schon 1984 argumentiert hat, dass staatliche Politiken der diskursiven Figur der Behinderung aufbürden, das Dilemma der Verteilungsgerechtigkeit zu lösen, indem Bevölkerungsgruppen konstruiert werden, deren bürgerschaftliche Teilhabe nicht durch Arbeit, sondern durch Bedürftigkeit (*need*) definiert ist. Sie werden, so Stone durch Privilegierung stigmatisiert. McRuer bietet das Beispiel staatlich finanzierter sexuelle Assistenz (Niederlande) an, um diesen Mechanismus zu verstehen.

im Englischen verwendet) . Auf der Website des GenderKompetenzZentrums liest sich dies wie folgt: „*Queerversity ist das Einführen der Differenz des Differenten in die Diversität.*“²

Die Philosophin Margrit Shildrick, die seit vielen Jahren in den kritischen Disability Studies engagiert ist, schreibt in ihrem jüngsten Buch *Dangerous Discourses*:

„To be named as differently embodied is already to occupy a place that is defined as exceptional to some putative norm, rather than to simply represent one position among a multiplicity of possibilities“ / dt: „Als unterschiedlich verkörpert bezeichnet zu werden heißt immer sogleich eine Platz einzunehmen der im Vergleich zu einer vermeintlichen Norm als abweichend gilt, statt einfach eine unter vielen möglichen Positionen darzustellen.“ (Shildrick 2009: 1; Übers. ae)

Für Shildrick erwächst hieraus die Notwendigkeit, die Grundlagen des abendländischen Verständnisses von Subjektivität, Verkörperung und Relationalität in Frage zu stellen. Entgegen der illusorischen Annahme, es gäbe „autonome Individuen“ gelte es neue Sichtweisen und soziale Praxen zu entwickeln, die es ermöglichen, die Bezogenheit der Menschen untereinander und zu ihren Umgebungen wertzuschätzen. Bislang mussten Bezogenheit und soziale Angewiesenheit verdrängt, als „Abhängigkeit“ entwertet und/oder an andere delegiert werden, um als Subjekt zu gelten und sozial Anerkennung zu finden. Entsprechend wirken so genannte Behinderungen oder anders gesagt, Subjektivitäten, die Angewiesenheit verkörpern, hochgradig verunsichernd (*unsettling*). Die meisten Menschen weigern sich anzuerkennen, dass sie allerhöchstens eine kurze Zeit in ihrem Leben ideal verkörpert und halbwegs autonom sind (TAB *temporarily able-bodied*). Dementsprechend verweisen Menschen, die körperliche, geistige oder soziale Imperfektionen verkörpern, in höchst beunruhigender Weise auf ungewollte Gemeinsamkeiten (*a disconcerting intimation of commonality*).

Ich verfolge ähnlich wie Margrit Shildrick das Anliegen, die Überlappungen zwischen *Queer Theory* und *Critical Disability Studies* produktiv zu machen bzw. zu dem beizutragen, was Robert McRuer, den ehemals provokativen Gestus der Queer Theory erinnernd, *Crip Theory* nennt. Queer wird hierbei in weitem Sinne als das gefasst, was nicht in die Raster des Normalen passt und Normalität herausfordert, zugleich aber in dieses Feld breit gefächerter Allianzmöglichkeiten das Begehren als produktive Kraft einführt. Zudem wird im Feld der Queer Theory die Verengung des Begehrens auf die Norm monogamer, reproduktiver Heterosexualität in Frage gestellt und die Zurichtung von Körpern entsprechend rigide zwei-

² http://www.genderkompetenz.info/genderkompetenz/copy_of_queerversity

geschlechtlicher Vorstellungen von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ kritisiert. Dies hat durchaus direkte Bezüge zu Fragen, die sich im Feld der kritischen Disability Studies stellen: nämlich zum einen, wie – entgegen gesellschaftlicher Stereotype – Menschen mit Behinderung als sexuelle Subjekte, als begehrende und begehrenswerte und sexuell aktive Menschen Wahrnehmung finden können. Und zum anderen, wie eng gefasste Vorstellungen von Geschlecht veränderbar sind, die oft genug dazu führen, dass Menschen mit Behinderung abgesprochen wird, „richtige“ Männer oder Frauen zu sein. Zugleich ist die Pathologisierung von Transgender und Intersex-Personen noch immer so weit verbreitet, dass sich auch bei den Entpathologisierungskämpfen Verbindungen zwischen Queer Theory und Crip Theory ausmachen lassen.

Zweifellos muss aber das Konstatieren von Ähnlichkeiten – gerade dann, wenn es auf Allianzbildungen abzielt – zugleich mit einem *“Crippling Queer”* einhergehen. Denn Queer Theory ist mitnichten frei von normativen Körpervorstellungen, Gesundheitsnormen oder der Abwehr von Differenz, die nicht in die eigenen Erotisierungs- oder Politisierungsraster passt. So gibt es queere Strategien, die den Abstand zwischen Norm und Abweichung zu vergrößern trachten, was aus behinderungspolitischer Perspektive durchaus fragwürdig ist. Oder es werden ganz platt Klischees und Vorurteile aktiviert, Ängste ausgespielt oder die eigene Passförmigkeit oder Integrierbarkeit durch Abgrenzung von einem vorgeblich noch Abweichenderem konstruiert.

Sich gegenseitig inspirierende Bewegungen von *“queering crip”* und *“cripping queer”* können sich, so meine These, auf dem Hintergrund neuer queer theoretischer Auffassungen vom Begehren entwickeln. So schlägt Elspeth Probyn (1996) vor, Begehren nicht als etwas zu verstehen, was aus den inneren Tiefen eines Subjekts heraus entsteht und sich auf ein Objekt richtet – dem dementsprechend die Aufgabe zukommt, zumindest phantasmatisch, das Begehren des Subjekts zu erfüllen. Entgegen dieser Subjekt/Objekt-Hierarchie entwirft Probyn das Bild, dass Begehren eine produktive Bewegung ist, die auf den Oberflächen des Sozialen Verbindungslinien zieht – Verbindungslinien, die entweder die gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen bestätigen oder aber unerwartete, vielleicht irritierende neue Zusammenhänge schaffen. Wie auch Margret Shildrick bezieht sich Elspeth Probyn hierbei auf das Denken von Gilles Deleuze und Félix Guattari, die etwa zeitgleich mit Michel Foucault, also im Paris der 1970er Jahre, dazu beigetragen haben, die Vorstellungen von Sexualität zu revolutionieren. Sexualität und Begehren sind demnach weder, wie die Psychoanalyse suggeriert, psychische generierte Phänomene noch erklären sie sich, wie die Biologie oder der Alltagsverstand behaupten, rein körperlich oder als Reiz-Reaktions-Schemata der Attraktivität. Vielmehr verknüpfen sich in der Sexualität Psychisches, Körperli-

ches und Soziales, persönliche Phantasien und kulturelle Bilder, Zeichen, Normen, Gewohnheiten und Institutionen. Probyn fragt dementsprechend danach, welche Verbindungslinien sich zwischen Körpern, Objekten und Zeichen ausmachen lassen, um zu verstehen, welche Art Begehren hier am Werke ist. Probyn (1995; 1996) geht hierbei davon aus, dass sich das Begehren in Bildern bewegt, um diese Verbindungslinien zu ziehen – oder umgekehrt gesprochen, dass Bilder Transportmittel des Begehrens sind.

Diese queer theoretischen Überlegungen zum Begehren scheinen vielleicht als ein weiter Umweg, um über die Bedeutung von Differenz unter neoliberalen sozio-ökonomischen Vorzeichen nachzudenken. Es scheint mir jedoch, dass sich der Aufwand lohnt. Meine These ist, dass gerade der Verweis auf die Wichtigkeit von Bildern für das Begehren – von Phantasiebildern, Metaphern, aber auch Medienbildern – den Einstieg eröffnet um zu untersuchen, wie die neoliberale Formel „Differenz als kulturelles Kapital“ greifen kann – und auch wie sie queerend untergraben werden kann. Deshalb möchte ich im Folgenden die Bildlektüre einer öffentlichen Plakatwerbung anbieten, von der ich denke, dass sie einerseits Ausdruck und Bestätigung neoliberaler Verhältnisse ist und andererseits doch auch zur Verunsicherung genau das Subjektverständnisses beiträgt, dass Margret Shildrick als Absicherung der Dominanz idealisierter Körpernormen und Norm-KörperSubjektivitäten kritisiert.

Aus der Hippie-Ästhetik neoliberale Autorität gewinnen?

Das Plakat mit dem Schriftzug “Es kann jeden treffen.” ist ein Kampagnenposter, das eine Aktivist_Innengruppe aus Trier zum *European Day of People with Disabilities* 2008 veröffentlicht hat und das heute im Internet zu finden ist.³ Auf dem Poster ist die Fotografie eines Mannes mittleren Alters zu sehen, glatzköpfig, jedoch mit wildem dunklen Haarkranz, in einem auffälligen dunkelroten Anzug mit poppigem Blumenmuster, türkis-farbenem Hemd und chicen braunen Lederschuhen. Er sitzt in einem metallic-roten Rollstuhl und blickt den Betrachter_Innen mit skeptischem Blick und gerunzelter Stirn direkt in die Augen. Der linke Arm ist abgewinkelt, die Hand in die Hüfte gestützt; die rechte Hand kommt der Betrachter_In mit ausgestrecktem Zeigefinger entgegen. Diese Geste suggeriert, dass das Bildmotto “Es kann jeden treffen.”, das mit einem pastellgrünen Balken unterlegt auf der rechten Bildhälfte auf Kopfhöhe der Figur in klaren blauen Lettern prunkt, der Figur in den Mund gelegt ist und diese es direkt an die Betrachter_Innen adressiert.

³ http://www.presseanzeiger.de/pa_bilder/249975-1_org.jpg

Menschen, die mit deutschen Medienbildern vertraut sind, erkennen in der Figur den Pop-Sänger Guido Horn, der sich seit Jahren in der Behindertenrechtsbewegung einsetzt und 2006 die weltweit erste Fernsehtalkshow mit Menschen mit geistigen Behinderungen moderiert hat. Während bezüglich des Posters manchmal kritisiert worden ist, dass Guido Horn hier nur zur Werbezwecken einen Rollstuhl benutzt, lässt sich auch argumentieren, dass er auf diese Weise das Motto der Kampagne verkörpert. Er lässt sich also auf die von Shildrick erwähnte „bedrohliche Ähnlichkeit“ ein. Vielsagend ist diesbezüglich allerdings, dass dennoch ein Sicherheitsabstand gewahrt bleibt, denn das Motto repräsentiert die Perspektive derjenigen, die Behinderungen als einen Schicksalsschlag verstehen. Die Norm bleibt als Referenzpunkt unangefochten. Damit können zwar normgläubige Adressat_Innen erreicht werden, aber zugleich werden Standardbilder von Behinderung bestätigt.

Werden sie? Wenn über den Bildinhalt hinaus die Darstellungsweise berücksichtigt wird, lässt sich meiner Ansicht nach auch ein anderer Schluss ziehen. Denn das Bild bedient sich einer visuellen Rhetorik, die auch als ironische Distanzierung vom oder humorvolles Untergraben des Mottos verstanden werden kann. Zum einen wird eine unorthodoxe Perspektive gewählt, insofern der Rollstuhlfahrer schräg von oben aus Vogelperspektive fotografiert ist. Damit wird das Problem, dass im Rollstuhl sitzende und stehende Personen sich ganz wörtlich gesprochen selten auf Augenhöhe begegnen, in überspitzter Weise zum Ausdruck gebracht. Die Betrachter_In kommt sich riesig vor. Zugleich wird jedoch die übliche Bedeutung der Vogelperspektive, die Überlegenheit demonstriert, indem sie auf die fotografierte Figur herabblickt, unterlaufen. Denn das betrachtete Gegenüber erscheint alles andere als macht- oder hilflos, sondern verfügt über den „moralischen Zeigefinger“, fixiert die Betrachter_Innen mit stechendem Blick und demonstriert Autorität. Da der Finger noch dazu auf beunruhigende Weise nahe kommt, durch den gewählten Winkel quasi aus der Bildoberfläche heraussticht, wird hier eine Repräsentationsform gewählt, die die dargestellte Position alles andere als bedauernd erscheinen lässt.

Entscheidend für die Funktionsweise des Bildes ist jedoch nicht die anerkennende bzw. feiernde Darstellung des Rollstuhlfahrers, sondern die Position, in die die Betrachter_In gebracht wird. „Es kann jeden treffen.“ kann auch heißen, dass eine_r der Autorität des Rollstuhlfahrers ausgesetzt ist, die wie eine Anrufung im Sinne von Louis Althusser (1977) funktioniert. Dieser erklärt, dass Menschen dadurch zu Subjekten werden, dass sie sich der Autorität unterwerfen. Damit ist das Subjekt also mitnichten so autonom, wie es sich einbildet. Althusser's berühmter Polizist ruft „Hej, Du!“ und das Individuum wird, indem es sich dem Ruf zuwendet, zu dem als das es angerufen wird. Im Falle der Plakat-Strategie zu jemandem, die_der sich ihrer eigenen Verletzbarkeit stellt und diese, entgegen verbreiteter

Abwehrstrategien in die eigene Subjektivität integriert – und dies aus einer Situation heraus, in der ein Mensch mit Behinderung sich herausnimmt, Expertise hinsichtlich der *conditio humana* zu beanspruchen, statt sich auf eine partikuläre Spezialperspektive zu beschränken. In diesem Sinne gelingt es dem Plakat, trotz oder vielleicht sogar vermittels seines ironischen Tons eine produktive Arbeit hinsichtlich dessen zu leisten, was Shildrick das Entwerfen neuer Formen der KörperSubjektivität nennt, die sich selber in ihrer eigenen Verbundenheit und Angewiesenheit wahrnehmen. Erfahrbar wird eine spezifische Form der Subjekt-konstitution, nämlich die Konstitution eines verletzbaren Subjekts – und zwar nicht verkörpert durch die dargestellte Figur, sondern durch die angerufene Betrachter_In. Die Diskurse neoliberaler Gouvernementalität greifen hier also nicht. Denn gemäß neoliberaler Diskurse gälte es das unterschiedlich befähigte Individuum anzufeuern, das Beste aus seiner_ihrer Differenz zu machen, um zu einem möglichst autonomen und nutzbringenden Mitglied der Gesellschaft zu werden, das nicht länger auf Spenden angewiesen ist.

Nichtsdestotrotz weist das Plakat auf anderer Ebene deutliche Verbindungen zu neoliberalen Diskursen auf, die „Differenz als kulturelles Kapital“ zu feiern trachten: Diese lassen sich zum Beispiel an dem komödiantischen Auftritt und der humorvollen Selbstinszenierung festmachen. Auch die subtile Erotisierung des Rollstuhlfahrers, die durch die Hippie-Ästhetik und die damit verbundene Konnotation sexueller Befreiung erwächst, trägt hierzu bei. Diese Darstellungsweisen eröffnen den Einstieg für Formen neoliberaler Regierung, die „Differenz als kulturelles Kapital“ propagieren und die ich „projektive“ Integration nenne (Engel 2009). Projektive Integration stellt also eine „Modernisierung“ des Integrationsparadigmas dar, die den Gedanken der „Inklusion“ als ethisch-normativer Grundhaltung aufnimmt. Sie ist jedoch herrschaftskritisch als neue Form der sozialen Differenzierung zu analysieren, als das was Robert McRuer „uneven biopolitical incorporation“ (McRuer 2010: 112) nennt. Die Teilhabechancen erweitern sich, neoliberale Herrschaft wird auf einen zunehmend breiteren Konsens gestellt, während sich zugleich die ökonomischen Hierarchien verschärfen.

Projektive Integration ergänzt assimilatorische und multikulturelle Formen der Integration. Sie zeichnet sich speziell dadurch aus, dass sie in eine Bestätigung von Differenz investiert, die klare Grenzziehungen zwischen Norm und Abweichung untergräbt. Vielmehr funktioniert projektive Integration dadurch, dass „Normsubjekte“ eingeladen werden, sich zumindest probeweise mit vormals abgewehrten Differenzen zu identifizieren, während diejenigen, die vormals als „Abweichungen“ stigmatisiert waren, Einstiegspunkte in die so genannte gesellschaftliche Normalität angeboten bekommen. Durch diese doppelte Adressierung entsteht eine scheinbare Allianz, die allerdings mit einer Entnennung von Machtdifferenzen, Privilegien und der ungleichen Verteilung von Gewalterfahrungen einhergeht.

Es sind die Begriffe „projektiv/Projektion“, die auf die visuelle Dimension dieser Technologie sozialer Integration verweisen. Angesichts dieser visuellen Dimension erscheint es naheliegend, Medienbilder oder öffentlich zirkulierende popkulturelle oder künstlerische Arbeiten für die Analyse projektiver Integrationsprozesse heranzuziehen. Dadurch werden sowohl Bildproduktion als auch das – womöglich kritische oder queere – Lesen von Bildern zu Prozessen neoliberaler Politik- und/oder zu Widerstandsformen. Mit Bezug auf die Technologie projektiver Integration erscheint die Figur des Kampagnenposters als eine, die höchst gekonnt die prekäre Schwelle zwischen Differenz als Stigma und Differenz als kulturellem Kapital managed. In diesem Sinne bildet sie somit aber doch eher ein Modell für diejenigen, die sich bemühen, den Anforderungen neoliberaler KörperSubjektivität gerecht zu werden. Aus dieser Perspektive erscheint es zweifelhaft, dass das Plakat zu einem „Crippling Neoliberalism“ beiträgt – wie der Titel einer Konferenz der *Critical Disability Studies*, die Herbst 2010 in Prag stattgefunden hat, vorschlägt.⁴

Stattdessen wäre kritisch zu fragen, ob nicht gerade die Dezentrierung des autonomen Subjekts, die ich zuvor in meiner Lektüre so ungebrochen positiv hervorgehoben habe, zugleich wunderbar in die neoliberale Anforderung hineinpasst, sich mit prekären Bedingungen zu identifizieren. Jedoch untergräbt das Plakat genau dies, indem es auf der Textebene in ganz traditioneller Weise ein karitatives Modell wiederholt und auf das autonome, sich selbst versorgende Arbeitssubjekt verzichtet. Im Text unterhalb des Mottos heißt es: „Trierer hilft Trieren“ und eine Kontonummer ruft nach Spendenbereitschaft. Ein Anachronismus?

Ich würde jetzt eigentlich gerne noch zwei weitere Bildlektüren anbieten, die es erlauben, das queere Lesen von Bildern als Form des Widerstands gegen neoliberale Verhältnisse zu verstehen und die Verknüpfung zur politischen Queerversity-Strategie herzustellen. Aus Zeitgründen ist dies leider nicht möglich. Für die, die sehend sind, möchte ich dennoch gerne die Zeichnungen der Lübecker Künstler_In durbahn* mit dem Titel *Pin ups for Beginners* (2005) und die als Poster verbreitete Fotoarbeit der beiden Wiener Künstler_Innen Ines Doujak und Marth kurz projizieren. Das Bild von Doujak und Marth stammt aus der Posterserie *Lick before you look* (2000).

Durbahn* Zeichnungen lese ich im Hinblick darauf, wie sich mittels visueller Strategien ein Begehren der *Others of the Other* entfalten kann, das standardisierte Vorstellungen davon, was Körper als begehrenswert und sexuell attraktiv erscheinen lässt, in Bewegung versetzen. Vor allem aber sehe ich in den Zeichnungen ein gewitztes Umgehen neoliberaler Verwertbarkeitsanforderungen. Sie weisen das Angebot, als Arbeitssubjekt integrierbar zu wer-

⁴ <http://idis-eng.uni-koeln.de/2010/09/21/conference-cripping-neoliberalism-interdisciplinary-perspectives-on-governing-and-imagining-disability-and-bodily-difference/>

den, dankend zurück und greifen in ironischer Weise auf, was Rosemary Garland Thomson den dramatischen Zusammenbruch des kapitalistischen Arbeitsethos nennt, der von Menschen mit Behinderung repräsentiert wird, wenn diese den Idealen der Autonomie und Effizienz nicht entsprechen. So schreibt Garland Thomson:

"Nowhere is the disabled figure more troubling [...] than in relation to the concept of work. [...] What happens to the link between virtue and work when a person's body, through no one's volition, suddenly or gradually no longer fits the work environment?" / dt.: „Nirgendwo verursacht die behinderte Figur mehr Unruhe als bezogen auf das Konzept der Arbeit. [...] Was passiert mit der Verbindung zwischen Tugend und Arbeit, wenn der Körper einer Person entgegen des eigenen Willen, plötzlich oder nach und nach, nicht länger in die Arbeitsumgebung hineinpasst?“ (Garland Thomson 2002: 255, Übers. ae)

Bezüglich *durbahns** Figuren frage ich, wie attraktiv dieses Scheitern ist, wenn es dadurch unterlegt ist, dass sich die Körper ihren erotisch-sexuellen Lüsten verzückt hingeben (Engel 2008).

Doujak/Marths Poster aus der Serie *Lick before you Look* befasst sich explizit mit Möglichkeiten einer Sexualisierung von Körpern, die diese nicht ihres Subjektstatus und ihrer sexuellen Handlungsmächtigkeit beraubt, aber auch keine Autonomieideale, sondern vielfältige Relationen und Zugewandtheiten stark macht. Das Poster zeigt eine durch schwarzes Leder und Latex dominierte, vermutlich lesbische Sex-Szene, an der vier Personen beteiligt sind. Interessant ist, dass das Bild um eine Frau im Rollstuhl herum organisiert ist. Obwohl sie halb verdeckt im Hintergrund bleibt, bildet sie das Zentrum des Geschehens. Ich lese das Poster als eine kritische Intervention in neoliberale sozio-ökonomische Verhältnisse insofern die Rolli-Nutzerin keine physische Aktivität oder Autonomie demonstrieren muss, sondern sich ganz dem Genuss hingeben kann. Zugleich wird sie hierbei jedoch auch nicht zur Konsumentin, die durch das Empfangen von Gütern die Ausbeutung von Produzent_Innen oder Service-Dienstleister_Innen forciert. Vielmehr sind die vier Figuren in einen Zirkel gegenseitiges Austausches eingebunden, der Hierarchien untergräbt und eine Vervielfältigung der Lüste jenseits von Verwertungsinteressen verspricht.

Mit diesen kurzen Andeutungen kann ich der Komplexität dieser beiden Arbeiten aus dem Feld queerer Kunstpraxis keineswegs gerecht werden. Vielleicht ist es mir aber dennoch gelungen, einen kleinen Eindruck von den Möglichkeiten queerer Bildproduktion und Lektürepraxen geben, die nicht an traditionellen Diversitätspolitiken sondern der Strategie *Queer-iversity* orientiert sind.

Im Hinblick auf politische Strategien erscheint es mir wichtig, das Verhältnis von Diversitätspolitiken der Queeriversity-Strategie nicht als eines der klaren Grenzziehungen oder des gegenseitigen Ausschlusses zu verstehen. Queeriversity entfaltet sich *innerhalb* des neoliberalen Paradigmas der „Differenz als kulturellem Kapital“ und der emanzipatorischen, antidiskriminatorischen, aber dennoch marktlogisch-normalisierenden Diversitätspolitiken. Gerade in dem Maße, wie deren Auswirkungen am eigenen Leib erfahrbar werden, entwickelt sich auch ein Wissen um Widerstände und ein Begehren nach Widerstand. Die raffinierten Funktionsweisen aktueller Herrschafts- bzw. Regierungsformen zeigen sich darin, dass Menschen gerade dadurch eingebunden werden, dass sie versuchen die spannungsreichen, oft paradoxen Anforderungen zu bewältigen: Zum Beispiel, sich Differenz als Stigma vom Leib zu halten, aber Differenz als Versprechen zu kultivieren. Diese paradoxen Anforderung einem *Queering* zu unterziehen, hieße, Raum für das Begehren der Andersheit der_Anderen oder der „Differenz des Differenten“ zu schaffen. Dies könnte sowohl im Kontext sozialer Beziehungen, institutioneller Kämpfe oder, wie hier durchgespielt, im Feld von Kunst, Medien oder kulturellen Politiken geschehen – ganz wie es den unterschiedlichen Vorlieben und Fähigkeiten der Einzelnen beliebt. Entscheidend erscheint es mir hinsichtlich der politischen Strategiebildung jedoch, damit umzugehen, dass neoliberale Herrschaft nicht länger entlang einfacher Grenzziehungen zwischen Norm und Abweichung funktioniert. Der Begriff der „projektiven Integration“ kann Aufmerksamkeit dafür schaffen, dass heutzutage versucht wird, gerade durch das gezielte Verwischen dieser Grenzen Menschen zu integrieren – was aber, bestimmter Freiheitsgewinne zum Trotz, heißt, sie den ökonomischen Verwertungshorizonten zu unterwerfen.

Entgegen dieser leicht entmutigenden Schlussfolgerung möchte ich mit einem Zitat von Margrit Shildrick enden. Es erscheint in einem Zusammenhang, wo Shildrick hervorhebt, dass für manche KörperSubjektivitäten (*bodily subjectivities*) gerade ihr angeblich problematischer Mangel an Autonomie neue Formen der Verbindung zu Menschen, Dingen oder Technologien eröffnet. Es entstehen unerwartete Formen der Bezogen- und Verbundenheit (*interconnectivity*) oder queeren Verkettungen“ von Körpern, Objekten und Zeichen, die Shildrick im Anschluss an Gilles Deleuze und Félix Guattari „Wunschmaschinen“ (*desiring machines*) nennt. Sie schreibt: “To think specifically of the disabled body in this context is not to single it out as different, still less as inadequate. Rather it is a material site of possibility where de-formations, ‘missing’ parts and prostheses are enablers of new channels of desiring production ...” / dt.: „In diesem Kontext speziell an behinderte Körper zu denken, soll diese nicht als different herausheben, und schon gar nicht als ungenügend. Vielmehr erscheinen sie als materielle Schauplätze von Potentialität, wo De-Formierungen, ‚fehlende‘

Teile und Prothesen neue Kanäle begehrender/begehrter Produktion ermöglichen.“ (Shildrick 2009b: 122, Übers. ae)

Mittels von Wunschmaschinen lassen sich demnach „Schauplätze von Potentialität“ oder Möglichkeitsräume eröffnen. Dies erscheint mir als eine genuin politische Praxis. Vielleicht ist es auch genau die Praxis, die *Crippling Queer* und *Queering Crip* miteinander verbindet, um so gemeinsam gegen neoliberal-kapitalistische Monopolisierungen des Sozialen vorzugehen.

Antke Engel
engel@queer-institut.de

Inhaltsverzeichnis

- Althusser, Louis: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie; a. d. Franz. v. R. Löper / K. Riepe / P. Schöttler, Berlin: VSA, 1977, [1965].
- Butler, Judith: 'Longing for Recognition', in dies.: *Undoing Gender*, New York: Routledge, 2004: 131-151.
- Deleuze, Gilles / Guattari, Félix: Der Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie, A. d. Franz. v. Bernd Schwibs, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, 8. Aufl. [1972].
- Engel, Antke: 'Das Bild als Akteur – das Bild als Queereur. Methodologische Überlegungen zur sozialen Produktivität der Bilder', in: *FKW. Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur*, 45, 2008: 12-25
- Engel, Antke: Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus, Bielefeld: transcript 2009.
- Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit Bd. I, a. d. Franz. v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1983 [1976].
- Foucault, Michel: Die Gouvernementalität [1977/78], in: Bröckling, Ulrich / Krasmann, Susanne / Lemke, Thomas: *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2000: 41-67
- Garland Thomson, Rosemary: Theorizing Disability, in: David Theo Goldberg / Ato Quayson (eds.): *Relocating Postcolonialism*, Oxford, UK / Malden 2002: 231-269
- McRuer, Robert: *Crip Theory: Cultural Signs of Queerness and Disability*. New York and London: New York University Press, 2006.
- McRuer, Robert: Disabling Sex. Notes for a Crip Theory of Sexuality, in: *GLQ* 17 (1), 2010: 107-117.
- Probyn, Elspeth: *Outside Belongings*, London: Routledge, 1996.

Probyn, Elspeth: *Queer Belongings, a. d. Amerik. v. Elisabeth Frank-Großebner*, in: Angerer, Marie-Luise: *body options. körper. spuren. medien. bilder*, Wien: passagen, 1995: 53-68.

Raab, Heike: 'Shifting the Paradigm: Behinderung, Heteronormativität und Queerness', in: Jutta Jacob / Swantje Köbsell / Eske Wollrad (eds.): *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, Bielefeld: transcript, 2010: 73-94.

Shildrick, Margrit: *Dangerous discourses of disability, subjectivity and sexuality*, New York: Palgrave Macmillan, 2009a.

Shildrick, Margrit: *Prosthetic performativity: Deleuzian connections and queer corporealities*. In: *Deleuze and queer theory*, eds. Chrysanthi Nigianni and Merl Storr, Edinburgh: Edinburgh Univ. Press, 2009b: 115–33.